

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 38 (1934-1935)
Heft: 9

Artikel: Stine : Erzählung
Autor: Soha
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666624>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

die falben Mädeln im Rotthal röhren sich wieder.“ Wenn dagegen im engern Berner Oberland mit glühendem Hauche der Föhn aus dem Welschland daherbraust und an den eisigen Wänden der Schneegebirge sich abgeföhlt, wenn riesenhafte Eiszapfen und Schollen sich lösen und unter Donnergekrach in die Tiefe stürzen, wenn die Gletscherfelder zu tauen beginnen und krachend und dröhrend sich spalten, dann scheint es in den Tälern, als ob hoch oben in den Lüften zwei Heere sich eine blutige Schlacht lieferten; es kracht bis in die Tiefen hinab wie Kanonenfeuer und prasselnde Gewehrsalven. Das heißt man dann nur das Wettergeschütz, und weit und breit im Lande pflegt man dann zu sagen: „Die Rothalsherren exerzieren, es gibt gewiß ander Wetter.“ Und dieses ist dann wirklich aus sehr begreiflichen und natürlichen Gründen meistens der Fall. Nach alter Sage war das vergletscherte Rothal einst eine der fruchtbarsten Alpen, durch die ein Paß hinaüber ins Wallis führte. Glücklich wären die Bewohner des Landes gewesen, wenn nicht rohe Willkürherrschaft grausamer Herren auf ihnen gelastet hätte. Aber vor dieser war weder das Eigentum der Männer noch die Ehre der Frauen sicher. Einst hatte der ärgste Wütrich

dieser Thränen ein junges bildschönnes Hirtenmädchen mit seinen wilden Gelüsten bis hinauf ins Rothal verfolgt, und schon zogte es, seiner Gewalt zu erliegen. Da kam plötzlich in jähem Sprung ein großer, schwarzer Bock daher, den man vorher noch nie auf der Alp gesehen, und warf den adeligen Verfolger der Alplerin mit kräftigem Stoß von der steilen Felswand hinab in grausen Abgrund. Gleichzeitig erzitterten ringsum die Firne und brachen herab. Im Nu war das erst noch blühende und fruchtbare Hochtal in die traurige Gletschereinöde verwandelt, als welche es noch heutzutage dem Alpenwanderer unheimlich entgegenstarrt. Seit dieser Zeit ist es zum verwünschten Aufenthalt jener Bösewichter geworden, welche ihre Herrschaft zur Unterdrückung des Volkes und zur Befriedigung ihrer bösen Lüste missbrauchen. Zu ewiger Buße verdammt, ziehen sie an besonderen Tagen, in eigentümlich dumpfen Tönen ihr Schicksal beklagend, durch die Lüste hinaus ins Land. So oft die Töne gehört werden, heißt es im Lande: „Die grauen Talherren kommen; 's gibt ander Wetter“.

Aus dem 4. Bändchen der im Verlage von A. J. Wyss Erben, Interlaken, erschienenen Sammlung „Die Bücher der Heimat“ (Alte und neue Erzählungen aus dem Berner Oberland).

Das Schicksal sprach...

Das Schicksal sprach: Auf ewig ist verwehrt
Erfüllung dem, wonach du sehnend bangst,
Du bist ein Feuer, das sich selbst verzehrt,
Und nie wird dein, was du doch heiß verlangst!

Die Liebe sprach: die Bürde, die ich trug,
Ich trage weiter sie, voll sel'ger Pein —
Dass ich nur lieben darf, ist mir genug,
Stark ist das Schicksal — ich will stärker sein.
Fritz Kocher.

Stine.

Erzählung von Soha.

Als Prokurißt Nielsen und seine Frau vier oder fünf Jahre verheiratet gewesen waren, ohne Kinder zu bekommen, erörterten sie oft die Möglichkeit, ein Kind zu adoptieren.

Auf Empfehlung einiger Bekannter reisten sie eines Tages nach einem kleinen Kinderheim in der Provinz.

Es war eine schwere Wahl. Zuerst schieden alle die aus, von denen die Vorsteherin meinte, daß die Mutter sie nicht fortgeben würde. Dann wurden alle Knaben außer Betracht gelassen — Frau Nielsen wollte am liebsten ein Mädchen haben — endlich alle häßlichen oder weniger hübschen, einschließlich eines Mulatten — aber dann blieben doch noch sechs oder sieben übrig.

Zuletzt wählten sie jedoch eine kleine Dame von anderthalb Jahren. Sie war Anne Marie Jensen getauft, hatte gelbe Lockenhaare und blaue Augen und war schwelend vor Gesundheit. Frau Nielsen fand, daß Anne Marie an eine Puppe erinnerte, die sie als kleines Mädchen gehabt hatte.

Die Vorsteherin erzählte, daß der Vater des Kindes nach Amerika verdüstet, und daß die Mutter ein braves Mädchen war, das man wohl dazu überreden könnte, das Kind fortzugeben, namentlich da es ihr in letzter Zeit schwer geworden war, das Pflegegeld aufzubringen.

Die Vorsteherin versprach, mit der Mutter zu sprechen und alle nötigen Formalitäten zu

erledigen, und Prokurator Nielsen deutete diskret an, daß er ihr im Falle eines günstigen Ausfallen zum Dank für ihre Mühe ein kleines Geschenk schicken würde. Nielsens, die natürlich keinerlei Vergütung für die Adoption des Kindes haben wollten, stellten nur die Bedingung, daß die Mutter vollkommen auf das Kind verzichten, ja, nicht einmal erfahren dürfte, wo es hinkäme.

Nach vierzehn Tagen war die Angelegenheit so weit fortgeschritten, daß Nielsens sich das Kind holen konnten. Andachtsvoll wie an ihrem Hochzeitstage führten sie vom Kinderheim fort; und vorsichtig und ängstlich, als wäre es aus Porzellan, brachten sie das Kind in ihr Heim. Die kleine Annie, wie sie jetzt genannt wurde, nahm die Veränderung als das Selbstverständliche von der Welt hin. Wahrscheinlich bekam es ihr gut, aus einer Nummer in einem Kinderheim das einzige Kind wohlhabender Eltern zu werden, mit denen sie herumkommandieren konnte.

Da Frau Nielsen jetzt ein Kind zu hüten — und als Spielzeug — hatte, gab es keinen Grund mehr für sie, selbst alle grobe Arbeit im Hause zu verrichten, und so entschlossen sich Mann und Frau, ein Dienstmädchen zu engagieren.

Die erste, die sie bekamen, interessierte sich weder für Haus noch Lohn, sondern nur für ihre freien Abende. Die nächste war sehr unbegabt, hatte aber eine fast geniale Erfindungsgabe, wenn es galt, alles falsch zu machen. Die dritte stahl.

Dann aber kam Stine.

Stine war vierundzwanzig oder fünfundzwanzig Jahre alt, ein gesundes, kräftiges Landmädchen und war eigentlich Christine getauft. Die Zeugnisse, die sie besaß, waren einfach blendend. Das war alles, was man von ihr wußte, als man sie engagierte — aber sie erwies sich bald als eine wahre Perle.

Sie war schnell und tüchtig in ihrer Arbeit; der wahre Kostümächer, wenn es galt, Einkäufe für das Haushaltsgeld zu machen; und sie konnte sich nicht vorstellen, auch nur einen Augenblick unbeschäftigt zu sein. Statt sich wie andere nach vollbrachter Arbeit auszuruhen, fand sie immer etwas zu putzen, zu stopfen oder zu waschen, womit sie die Zeit totschlug. Das Beste an Stine aber war, daß ihre Liebe zu Annie keine Grenzen kannte. Wenn die Eltern am Abend ausgingen, wußten sie, daß sie Stine ruhig mit der kleinen allein lassen konnten — bis zu dem

Augenblick, da sie wieder kamen, saß sie neben dem Bettchen, strickte oder stopfte.

Stine wurde eines von den treuen Mädchen, die andere Familien mit leichtem Neid in der Stimme „das große Los“ nennen.

Mit den Jahren verwuchsen sie so mit ihr, daß sie fast als Familienmitglied betrachtet wurde.

Als Annie konfirmiert wurde, durfte sie während des Essens hereinkommen und mit Herrn und Frau Nielsen und der jungen Konfirmandin anstoßen, und bei Annies Hochzeit rief der Herr sie ebenfalls herein und hielt eine lange Rede auf sie, worin er ihr für alles dankte, was sie für Annie gewesen war, und am Schluß ihr Wohl ausbrachte. Und als die junge Frau Annie ein kleines Mädchen gebar, kam Stine mit zur Taufe und durfte von nun an das Kleine täglich ausfahren.

Als Stine sich den Sechzig näherte, wurde sie eines Tages krank — zum erstenmal in all der Zeit, da sie in der Familie Nielsen diente. Sie entschuldigte sich vielmals und versuchte mehrmals aufzustehen, aber die Krankheit war stärker als sie, und schließlich mußte sie ins Krankenhaus gefahren werden, wo sie operiert wurde.

Ein paar Tage darauf, als sie wieder klar nach der Narrose war, kamen Herr und Frau Nielsen in der Besuchszeit, beladen mit Blumen und Obst, zu ihr. Sie begannen mit einigen ermunternden Worten, daß sie verblüffend gut aussah, und daß der Doktor ihnen auch gesagt hätte, daß sie bald wieder heimkommen könnte. Aber Stine war fest und steif überzeugt, daß sie bald sterben müßte. Herr und Frau Nielsen protestierten heftig und in vollem Ernst, und Stine hörte ihre Proteste höflich an, aber so oft sie schwiegen, war sie immer gleich überzeugt, daß sie von hinten gehen müßte. „So was weiß man selbst am besten!“ sagte sie. Und aus dem Grunde möchte sie ihre Herrschaft um Zweierlei bitten. Das erste sei, ob sie nicht im Familiengrab von Herrn und Frau Nielsen begraben werden dürfe — sie wäre nun so lange bei ihnen gewesen, daß sie schrecklich ungern für sich allein in der Erde liegen möchte.

„Ja“, sagte der Prokurator gedehnt — fügte aber schnell, ein wenig böse auf sich, hinzu: „Ja, natürlich, Stine!“

Das andere sei, ob sie nicht der jungen Frau das Sparfassenbuch geben möchten, das in

Stines Kommode daheim lag. Es standen gut zwölfhundert Kronen darauf.

„Mein Gott, wo haben Sie denn all das Geld her, Stine?“ fragte Frau Nielsen verblüfft.

Ja, Stine hatte in all der Zeit, die sie bei der Herrschaft gedient hatte, jeden Monat zwei Kronen auf die Sparkasse gebracht — sie hatte auch auf einen Zettel geschrieben, daß die junge Frau sie beerben sollte, aber sie wollte es doch gern Herrn und Frau Nielsen sagen, damit kein Missverständnis entstünde.

„Na ja, Stine“, sagte der Herr, „aber haben Sie nicht jemand, der Ihnen näher steht? Haben Sie keine Verwandten in der Gegend, wo Sie herstammen?“

Stine versuchte, sich im Bett aufzusetzen, war aber außerstande, sich zu bewegen. Nur ihre großen, sehnigen, geäderten Knechtshände glätteten das Täken, als sei es ihnen nicht möglich, zur Ruhe zu kommen.

Dann antwortete sie mit gesenkter Stimme:

„Ich hab jetzt nicht mehr lang zu leben ... jetzt kann ich es wohl gut erzählen ...“

Sie winkte ihre Gesichter näher zu sich heran und fuhr dann — bescheiden und doch ein wenig stolz zugleich — fort:

„Gnädige Frau dürfen nicht böse werden — aber wenn gnädige Frau auch die Mutter von der jungen Frau sind, so bin ich es doch, die sie geboren hat.“

Die lange, blaßgrüne Krankenstube war voll von Besuchern, die in einem Klumpen um jedes Bett standen. Die vielen Menschen legten einen Dämpfer auf Herrn und Frau Nielsens Überraschung und Schrecken. Als sich aber der erste Zweifel gelegt hatte, brachten sie Stine dazu, mit allem herauszurücken. Stine war als Dreißigjährige mit einem schlechten Kerl verlobt gewesen, der sie in andere Umstände gebracht und dann verlassen hatte. Dann hatte Stine das Kind in ein Kinderheim gegeben,

eines Tages aber hatte die Vorsteherin ihr mitgeteilt, daß ein kinderloses, wohlhabendes Ehepaar bereit sei, es zu adoptieren. Stine, der es längst schon schwer fiel, das Geld für das Heim zusammenzuräumen, meinte, daß sie nicht das Recht hätte, dem Glück ihres Kindes im Wege zu stehen. Das allerschlimmste war jedoch die harte Bestimmung, daß sie ihr Kind nie wiedersehen, ja, nicht einmal erfahren dürfe, wo es hinkäme. Über eine von den jungen Pflegerinnen im Heim hatte geplaudert und Stine anvertraut, wer ihr Kind adoptiert hatte. Dann verging einige Zeit, in der Stine fast wahnsinnig vor Sehnsucht nach ihrem Kind wurde; eines Tages aber hatte sie den Einfall, vor dem Hause zu lauern, wo Nielsens damals wohnten. Nach einstündigem Warten hatte sie wirklich das Kind einen Augenblick gesehen. Frau Nielsen hatte es auf dem Arm herausgetragen, in einen Kinderwagen gelegt und es fortgefahren. Seit damals wartete sie täglich vor dem Hause, um die Frau oder das Mädchen das Kind ausfahren zu sehen. Eines Tages war sie ins Gespräch mit dem Mädchen gekommen und hatte erfahren, daß ihm gekündigt war, und daß die Herrschaft nach einem neuen zum Ersten in der Zeitung inseriert hatte. Da bewarb Stine sich um die Stellung — und bekam sie.

Herr Nielsen putzte sich den Kneifer und sagte:

„Liebe Stine — morgen schicken wir Ihnen Annie — aber versprechen Sie uns, ihr kein Wort von dem zu sagen, was Sie uns jetzt erzählt haben?“

„Desses nein!“ sagte Stine erschrocken, „das könnte mir nie einfallen!“

Am nächsten Tage kam Frau Annie und besuchte Stine. Sie sagten nicht viel zueinander, aber Stine hielt die Hand der jungen Frau in ihrer Linken, während sie sie mit der Rechten streichelte.

Wenige Tage darauf starb Stine.

Herz, vom Wasser lerne du.

Herz, vom Wasser lerne du deine Pflicht und deine Ehre:
Auszufüllen rollt es hin, wo nur irgend eine Leere.

Herz, vom Wasser lerne du fromm dein göttliches Geschick:
Durft und Reinheit suchen beide seine Flut mit heißem Blicke.

Herz, vom Wasser lerne du angst- und sehnsuchtsvoll das Ende:
An der Sonne sterbend, kehrt es heim zum ewigen Gelände.

Hermann Deser.